

**In: Die Welt, 13. Januar 2000**

**„Wir haben einen Mangel an Persönlichkeiten“**

**Gastspiel der früheren First Lady an der Staatsoper: Anja Silja singt in Janáceks Oper „Die Sache Makropulos“. Von Frank Schlatermund**

Für sie sind Richard Wagner und Leoš Janáček „die große Entdeckung und Liebe“ ihres Lebens, schreibt Anja Silja in ihren im vergangenen Jahr veröffentlichten Memoiren. In der 330-jährigen Emilia Marty aus Janáceks Oper „Die Sache Makropulos“ hat sie sogar ihre Lebensrolle gefunden. „Was mich besonders an der Emilia fasziniert, ist ihre Verletzlichkeit, die sie kaschiert durch Kälte, durch Ironie, durch Sarkasmus, durch Nicht-an-sich-heranlassen“, erklärt die Sopranistin. „Sie ist auf der verzweifelten Suche nach dem Sinn des Lebens, den es für sie nach einer so langen Zeit der vergeblichen Suche nicht mehr geben kann.“

Im Januar und Februar ist Anja Silja in „ihrer“ Rolle an der Staatsoper zu hören, wo „Die Sache Makropulos“ in einer Inszenierung von Nikolaus Lehnhoff am Sonntag Premiere hat (Beginn 18 Uhr). Eine Übernahme vom Glyndebourne Festival. „Ich liebe diese Inszenierung“, schwärmt die 59-Jährige, „sie ist auf das Stück orientiert. Sie ist optisch, szenisch und in der Regie eine ständige Erinnerung an die Zeit, indem sich beispielsweise das Bild bewegt und ununterbrochen eine Sanduhr läuft. Alles ist absolut logisch, konsequent und vom Konzept her mit viel Wissen um das Stück gemacht.“

Anja Silja hat die Emilia Marty, die während der gesamten Oper nach der Formel des sie am Leben erhaltenden Elixiers sucht, zum ersten Mal 1970 gesungen – in einer Inszenierung von Günther Rennert in Stuttgart. Die Partie sei technisch nicht leicht, sagt sie, besonders der dritte Akt habe es in sich. Aber das Schwierige sei in erster Linie, diese Figur zu porträtieren und die Vielschichtigkeit einer Person, die so lange gelebt und derart viel erlebt hat, darzustellen und in den Zuschauerraum zu projizieren.

Die gebürtige Berlinerin gilt schon lange als „lebende Legende“ und als „Urgestein des Theaters“. Sie blickt inzwischen auf eine 50-jährige Bühnenlaufbahn zurück – gewiss eine der längsten Sängerkarrieren der Musikgeschichte. Sie begann als das, was gemeinhin als „Wunderkind“ bezeichnet wird. Bereits als 6-Jährige – in einem Alter also, in dem andere Kinder noch im Sandkasten sitzen – erhielt sie vom Großvater täglich Gesangsunterricht. Mit zehn gab sie ihr erstes Konzert im Berliner Titania-Palast, debütierte 1956, mit 16, am Theater in Braunschweig und wurde 1958 nach Stuttgart engagiert.

Dann kam das entscheidende Jahr 1960, das Anja Silja den internationalen Durchbruch brachte: Die Augen der gesamten Musikwelt waren auf Bayreuth gerichtet, als Wieland Wagner die erst 20-Jährige als Senta auf den Grünen Hügel holte. In ihr fand das Regie-Genie in den Folgejahren nicht nur die Idealverkörperung sämtlicher Wagner-Frauen, sondern auch der Salome, der Lulu und der „Wozzeck“-Marie. Dass sie mit 21 Jahren ihre erste Isolde gesungen hat, grenzt an ein Wunder. „Es gibt keine Isolde unter frühestens 35“, konstatiert sie, „zumindest kenne ich keine. Meistens sind die Isolden über 40.“ Die Brünnhilde der „Götterdämmerung“ habe sie nie gesungen, da diese für sie damals noch zu tief gewesen sei, ebenso wie die Kundry. „Vor 10 oder 15 Jahren hätte ich das zwar machen können, aber dann habe ich ja nie wieder Wagner gesungen.“

Nach Wielands Tod 1966 sah Anja Silja in einer weiteren Wagner-Karriere keinen Sinn mehr, distanzierte sich von allen Partien, die sie gemeinsam mit ihm erarbeitet hatte, und suchte nach einem neuen Weg. Sukzessive eignete sie sich ein völlig neues Repertoire an: Küsterin, Emilia Marty, Amme, Herodias, Klytämnestra, Gräfin Geschwitz – aus ihrer Sicht kein Fach-, sondern ein Rollenwechsel. „Gewiss wäre eine Isolde oder eine Salome für mich heute absolut noch möglich“, sagt sie, „Inga Nielsen ist schließlich nicht viel jünger als ich. Aber ich habe diese Partien lange gesungen, und ich möchte mich nicht selbst wiederholen.“ Wesentlich verändert habe sich ihre Stimme in all den Jahren jedenfalls nicht. Nur die Substanz im unteren Register habe etwas zugenommen. Ebenso das Erkennen des technischen Gebrauchs. Bestimmte Tricks und Phrasierungen gehe sie heute „mit wesentlich mehr Bedachtsamkeit“ an, sagt sie.

Und was unterscheidet das Musiktheater von damals vom Musiktheater von heute? „Der Mangel an Persönlichkeiten“, ist die prompte Antwort. „Heute gibt es nur noch die sogenannte Lichtregie. Jeder beleuchtet so schön und so viel wie er will, es gibt hübsche Kostüme und Design. Unsere Oper besteht eigentlich nur aus Design und guten Stimmen. Jeder Sänger wird sofort zu einem Sängerdarsteller erklärt, ohne es jemals gewesen zu sein. Es gibt keinen Hotter mehr, keinen Greindl, keine Varnay und keine Mödl. Sie sind einfach nicht mehr da.“